

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 82. Bromberg, den 8. April 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

Urheberschutz für (Copyright by) Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin 1922.

(23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Hansi", riefen die Clari-Marie und die Severina in einem Atem, nur daß die Stimme des Mädchens wie ein kurzes Läuten war, und das Wort der Truttmannin kurz, fast keuchend von ihren Lippen brach. Der Hansi drehte sich in der Tür. Da stand die Clari-Marie auf, langsam; fest und breit und würdig stand sie da. In ihrem Blick lag Kraft, in jedem Wort lag Kraft; das war immer dieselbe Clari-Marie, die so manchem über die schwerste Stunde, selbst über die Sterbestunde half. „So weit bist mit dem Mädchen?" sagte sie streng.

„Weit?" entgegnete er, „wie weit? Mit dem Gisler bin ich gut Freund, das ist wahr. Und mit der Claudi auch, wenn Ihr wollt. Manchmal ist sie bei mir gewesen, wenn ich geholzt habe in der Nähe. Aber — sie ist fast noch ein Kind, ist sie, die Claudi, und — bah —"

Er brach ab. Seine Augen leuchteten hell und gerade in die der Clari-Marie. Die sah, daß er ihr nichts verbarg. „Ade", sagte er noch einmal und faßte die Klinke, aber er wendete sich noch und bot ihr die Hand hin. „Es ist mir leid", sagte er mit rauher Herzlichkeit. „Ich weiß nicht, warum ich mit allen Streit haben muß. Mit dem Vater und der Mutter zuerst, und jetzt mit Euch! Und mit Euch habe ich nicht gern Streit!"

Seine Stimme klang weich. Die Clari-Marie sah auf seine Hand nieder und nahm sie nicht. Jetzt ging er wirklich. Da trat sie einen Schritt vor. „Bub", stieß sie heraus. Aber er war schon im Flur und verließ das Haus. Die Severina glitt an der Clari-Marie vorüber und eilte ihm nach. Die Truttmannin wendete sich in die Stube zurück. Ihr Gesicht war unverändert, es konnte keiner lesen, was in ihr vorging, nie konnte einer darin lesen. Der Töni saß noch am Tisch, den Löffel in der Hand. „Meinst, läuft er wirklich da hinauf, der Bub?" sagte er.

Die Clari-Marie gab keinen Bescheid. Sie setzte sich, aß still und langsam ihre Mahlzeit, sie aß nie viel, aß auch jetzt nicht weniger. Und doch schrie es in ihr: Merkst es, Clari-Marie, wieder ist einer gegangen, immer ärmer wirst — du — immer ärmer!

Die Severina kam nach einer Weile zurück. Sie hatte nasse Augen. „Er ist gegangen", sagte sie.

Die Clari-Marie sah sie, wie schon einmal, mit jenem sonderbaren Blick an, als wollte sie sagen: Willst nicht auch gehen, du? Da kam es wie ein Sturm über das Mädchen. Es ließ sich auf die Fensterbank fallen, der Clari-Marie gegenüber. Die schlanken Arme warf es über den Tisch und streckte die Hände halb hilflos, halb wiederum wie mitleidig nach jener hin. „Base", schluchzte es. „Base!"

Halb widerstrebend kam die eine glasige Hand der Frau ihr entgegen, sie legte sich um die hageren Finger der Severina; aber die Clari-Marie sprach nicht. Die Severina flennte. Durch die Tränen, die ihr über die Wangen rollten, blickten die schönen Augen erschreckt und verwirrt. „Ich weiß nicht, Base", stammelte sie unter dem Schluchzen, das ihre ganze schmächtige Gestalt erschütterte. „Es geht so viel jetzt, so viel allerlei. Es ist so schwere Zeit jetzt." Sie bückte sich vollends über ihre Arme und weinte heißer. Die Clari-Marie sah über sie hin, wortlos, nur voll Sinnens, sie vergaß die Hand zu lösen, die die Severina mit ihren Tränen netzte.

Der Töni saß wieder in seiner Ecke. Er hatte mit halb schläfrigen Augen zugesehen, dann die Pfeife gestopft. Nun rauchte er, blinzelte und nickte dazwischen. Bald kam ihn der Schlaf an.

*

Der Hansi stieg den Rottalweg hinan. Anfangs war er mühsam und schwer ausgeschritten; es war, als hielten ihn Arme fest, solange er noch die Nähe des Dorfes spürte. Nun standen die Häuser und Hütten schon tief im dunklen Grund. Wo er jetzt anhielt und zurückblickte, war es hell. Der Mond kam im Osten herauf, weiß und herrlich stand er dort über den schwarzen Bergen. Die Felsrippen unter ihm und die Tannen, die mit dunklen Ästen in seine Lichtflut hinauflangten, hatten silberne Säume. Das alles war fern. Der See, den man nicht sah, lag breit dazwischen; über dem Tale, in dessen Tiefe er ruhte, spann ein durchsichtiger Glast geheimnisvoll; dem Hansi war, als sähe er eine Brücke aus Silberfäden hangen von den jenseitigen Bergen herüber zum Isengrundfels, auf dem die Kirche stand.

Die Kirche stand auch im Licht. Sie schimmerte weiß herauf und still und schien dem Hansi schöner und heiliger von außen als inwendig, wo die Isengrunder auf den Knien rutschten und die Frömmsten sein wollten. Er war nicht wohl zu sprechen auf die vom Isengrund! Jetzt wendete er sich ab und stieg mit freien Schritten weiter. Es war hell und kühl, und er hatte nichts zu tragen, nichts auf den Schultern, nichts im Herzen; was in dem weh getan hatte, zwang die Jugend nieder. Der Sinn war ihm zu hell zum Trauern. Der Gaden des Vaters stand jetzt über ihm; drüben, dunkel und düster, stand die Rottalhütte. Er sah hinüber und faltete die Stirn. Wie die Schrunde zwischen Hütte und Gaden war ein Riß zwischen Vater und Mutter und ihm selber. Gar nicht hinsehen mochte er! Nichts zu tun mehr hatte er mit dem Haus dort, nicht mehr mit — mit den zweien, denen es gehörte!

Als er den Gaden hinter sich hatte, warf der Wald seinen Schatten auf seinen Weg herab. Über den Wipfeln der Tannen lag jetzt das Mondlicht. Es zündete hinan und hinan, wie über ein Meer, das sich leise rührte. Neigen und Steigen! Der Wind wehte in der Höhe, der Wald rauschte. Das war, als wüchse das Meer und schlüge an die mächtige Felswand, die höher oben aus dem Walde aufragte. Etwas wie Andacht überkam den Hansi, als er in den Wald hineinging. Der war schön und feierlich, schöner noch und feierlicher als vorhin die leuchtende Kirche im Grund. Er mußte fast den Hut vom Kopfe nehmen. So feierlich war der Wald!

Dann wurde es wieder hell. Er war am Hang talein geklettert. Jetzt trat er in die „Kehle", wo oben dem Gisler sein Unterschlupf stand. Erst im Hinaustreten fiel es ihm ein: Ja, was willst jetzt eigentlich? Recht und gut war es: die Claudi saß gottserdenallein da oben in der armseligen Heimstatt! Recht und gut war es ferner, daß er da hinaufwollte, damit das „Buckeli", das arme Ding, einen hatte, einen einzigen Menschen, der zu ihm stand! Aber Augen würde sie doch machen, die Claudi, wenn er daherkam in aller Nacht! Sie hatten immer Freundschaft gehalten, sie beide! Wie hatten sie zusammen da oben im Wald manchmal gelacht und einander herumgejagt und dann wieder still gesessen beieinander, friedlich, wie er mit der Schwester, der Severina, nie saß. Aber — da herauf zu kommen in der Nacht und zu sagen: Du, bei dir bleiben will ich jetzt, weil er fort ist, der Vater! Dazu hatte er eigentlich kein Recht!

Er blieb stehen, sah die „Kehle" an und spürte unter der Weste ein Klopfen: Willst umkehren? fiel es ihm ein. Das war ein törichter Gedanke, nun zog es ihn erst recht wie mit Seilen hinauf! Das Herzklopfen ließ nicht nach, aber er stieg höher durch die „Kehle" hinauf. Schon sah er das Fensterchen leuchten, mit dem die Kehlehütte zum Himmel aufsah und in das der Mond sein ganzes weißes, blendendes Feuer warf. Er erstieg den Rand der Schrunde und stand neben der Hütte in der vollen Mondhelle; nun sah er auch einen roten Schein in die weiße Klarheit fließen; es war, als mündete ein trübes Bächlein in einen lauteren, stillen See. Durch die Spalten an der Hüttentür floß der Lichtschein heraus.

Der Hansi schlich näher. Die Lottertür lehnte vor dem Eingang, aber wenn er sich bückte, konnte er durch eine Spalte sehen, die so breit war, seinen Kopf durchzulassen. Richtig! Da saß die Claudi an dem wackligen Tisch, hatte ein Petroleumlicht vor sich und sah in ein Büchlein; wie ein Gebetbüchlein sah das aus. Das Licht war nicht stark genug, den höhlenartigen Raum hell zu machen, aber auf den braunen Scheitel der Claudi zündete es, auf die am Hinterkopfe aufgesteckten Zöpfe; es leuchtete auf den Hals, der so braun war wie ehemals beim Kinde, und nun sie aufsah, warf es seinen roten Schein in das just so braune Gesicht mit der zierlichen Nase und dem kleinen, fröhlichen Munde.

Die Claudi sah jetzt um sich, in alle Ecken blickte sie, auch nach der Tür, und als der Hansi die tiefliegenden klugen Augen auf diese gerichtet sah, war ihm, sie müsse ihn sehen, wie er durch den Spalt guckte. Angst stand in den Augen; es war deutlich zu sehen, daß sie sich fürchtete. Sie seufzte tief auf, preßte dann plötzlich beide Hände an die Ohren, wie um etwas nicht hören zu müssen, was sie erschreckte; dann neigte sie sich wieder tiefer über das Buch, die kleine Gestalt in fadenscheinigem schwarzen Gewand mit dem hohen, krummen Rücken duckte sich zusammen, als gäbe das Sichkleinmachen ihr mehr Sicherheit.

Dem Hansi tat draußen vor Mitleid das Herz weh; aber er wagte noch immer nicht hineinzugehen, weil er meinte, die Claudi müßte aufschreien vor Schrecken. Endlich hob er das Türbrett weg; die Schnüre, die es sonst hielten, waren nicht einmal eingelegt. So geräuschlos hob er es weg, daß die Claudi erst aufblickte, als seine Gestalt zwischen den Türpfosten stand.

„Jesses, mein Gott", stammelte sie da, fuhr vom Stuhl auf und wurde ganz weiß. Die Augen glänzten und waren groß vor Furcht. Mit der einen festen, braunen kleinen Hand hielt sie sich am Stuhl.

„Erschrick nicht", sagte der Hansi. „Ich bin es nur."

„Jesses, mein Gott, bin ich erschrocken", sagte die Claudi, lächelte und schnaufte tief; über die gesunden Backen liefen zwei Tränen.

„Guten Abend", sagte der Hansi, wendete sich dann und befestigte die Tür. „Frisch hast es bei Gott da herinnen, du", sagte er, näher tretend, „du hättest die Tür besser zumachen sollen."

Die Claudi setzte sich wieder dorthin, wo sie vorher gesessen hatte; die Knie zitterten ihr noch. „Ich habe mich halt nicht getraut", gab sie zur Antwort. Dazu lachte sie. Der Hansi setzte sich ihr gegenüber an den Tisch. „Ich bin doch schon manchmal allein gewesen", fuhr sie fort. „Aber heute, weil der Vater — im — Zuchthaus ist, weil ihm alle bös wollen, mein Gott — ich habe so Angst gehabt." Ihr Gesicht wurde wieder ernst, trüb dann, das Weinen zuckte noch immer um die Mundwinkel.

„Ich bleibe jetzt schon da", sagte der Hansi, legte dabei den schweren Arm breit über den Tisch und nahm der Claudi Hand in die seine; es war gerade, als ob ein großes Tier eine Maus verschluckte, als die runde Hand des Mädchens in der Arbeitstatze des Hansi unterging. Einen Augenblick blieb es ganz still. Sie hörten den Wind an der Hütte pfeifen. Das Mondfensterlein glitzerte auf sie nieder.

„Gelt — gelt — jetzt haben sie das dem Vater auch noch zuleid getan", sagte da die Claudi leise.

„Ja", gab er zurück.

„Sein Leben lang haben sie ihm nichts als zuleid gelebt da oben", klagte sie weiter.

„Die Kaiben", fluchte der Hansi.

„Weil — weil — sie meinen immer, daß er nicht recht sei im Kopf! Er tut halt so! Schon manchmal habe ich ihm zugeredet. Er ist deswegen doch gescheiter als mancher andre unten im Dorf."

„Natürlich ist er", bestätigte der Hansi. So sprachen sie eine Weile zusammen, eines ein Wort, dann das andre wieder eines! So der Hansi: „Meine Alten sitzen auch unten." Das sprach er verbissen, knurrig. Die Claudi nickte gedankenvoll. Nach einer Weile sah sie auf und sagte leise: „Mein Vater ist es nicht gewesen!"

„Das weiß ich", gab der Hansi zurück. Dann wurde er blutrot; ihn würgte etwas. Jetzt solltest auch sagen, der deine sei es nicht, durchfuhr es ihn. Und um die Welt brachte er das Wort nicht heraus.

„Meinst wohl, wann lassen sie ihn wieder los, den Vater?" fragte die Claudi. Er fuhr fast zusammen. „Ja", sagte er, „nicht so bald, denke ich. Es geht immer lang — so ein Prozeß."

Sie sah mit trüben Augen auf den Tisch nieder. Ein Schauer durchlief ihre Gestalt.

„Frierst?" fragte der Hansi. Er legte auch die andre Hand auf den Tisch und streichelte die der Claudi, die noch immer in der seinen lag. „Frierst?" fragte er noch einmal; die Stimme zitterte ihm und klang sorglich und mitleidig.

„Nein", sagte das Mädchen, sah ihn an und wurde rot und sah schnell wieder auf den Tisch hinab. Was brauchte der Hansi ihr die Hand so zu drücken! Da kam er um den Tisch herum zu ihr.

„Komm, wir setzen uns an den Herd hinüber", sagte er. Sie stand willig auf und ging mit ihm in den Stubenhintergrund, der wie ein Schlupfwinkel war. Dort ließen sie sich auf den Strohsack nieder, der in der Wärme des Herdes lag, hockten ein paar Minuten nahe beieinander und schnauften nicht recht frei. Endlich legte der Bub den Arm um die Schulter der Claudi. „Komm, kannst da schlafen." So zog er sie an sich, daß ihr Kopf an seine Brust zu liegen kam. Sie sperrte sich ein wenig, aber weil sie in seinen Armen so verloren war, wie vorhin ihre Hand in seiner Tatze, gab sie nach und lag mausestill. Beide blickten durchs Mondfenster hinaus, lange und zufrieden. Weiß der Himmel, kein Wunsch war in ihnen.

„Ich bleibe jetzt immer da", sagte einmal ganz ruhig und aus seiner großen Zufriedenheit heraus der Hansi. Die Claudi mußte ihn dafür ansehen. Sie nestelte sich an ihn; mit der Wange kam sie an seine zu liegen. „O du", sagte sie nur und ganz leise.

„Ich will dich heiraten", sagte der Hansi.

Da kam ihr Arm langsam um seinen Hals geschlichen. „Du bist ein Lieber", sagte sie ihm ins Ohr.

Eng beieinander saßen sie jetzt. „Auf dem Taglohn verdiene ich ganz schön", sagte der Hansi. Und später: „Zu Bauen drüben heiraten wir, im Isengrund will ich nicht."

Die Claudi sagte nichts mehr und fragte nichts mehr. Sie saß nur nahe bei dem, der auf einmal ihr gehörte, und machte die Augen zu: Welt, jetzt fall ein! Der, der Hansi, der trägt Sorge zu mir!

22.

Der Werner Jacki lag seit Wochen begraben. Unten im Tal der Furrer und sein Weib und neben ihnen der Kehle-Gisler noch in Untersuchungshaft. Die Nachforschungen nahmen indessen ihren Fortgang. Gerichtspersonen kamen, nahmen Augenschein von der Mordstelle, auch von der ehemaligen wieder, wo sie den Scharfegghüttler gefunden hatten; und der Jakob Jacki, der Führer, ging zwischen

dem Isengrund und Altstadt hin und her mit schweren, entschlossenen Schritten, wahr machen, was er geschworen, als er von einer Bergfahrt heimkommend den Bub tot gefunden hatte: „Heraus muß es, wer das getan hat, beim Eid muß es heraus!“

Die vom Gericht und die vom Isengrund, der Jacki selber, der aufrechte alte Mensch mit dem strengen Willen, fanden aber alle zusammen nicht alles, was sie suchten. Die vom Isengrund mußten in Altstadt zeugen wie ehemals. Sie zogen nicht in geschlossenen Haufen aus wie das erstemal. Wie Freundschaft und Verwandtschaft sie zusammenband, reisten sie, in Gruppen geteilt, und mißtrauisch, schauten die einen auf die andern. Es war just kein Unfriede unter ihnen, aber auf allen lastete eine dumpfe Schwere. Jeder sann bei sich: Was wird der aussagen und der, zu wem wird der und jener stehen? Der Nachbar traute der Meinung des Nachbars nicht mehr. Seit der Jacki unter ihnen umhergegangen war, mit seinen blauen Augen aus eckigen Lidern sie angeblitzt und geherrscht hatte: „Hätten wir das erstemal den Mut gehabt zu sagen, daß wir es ihnen zutrauten, denen vom Rottal, die Mordtat, so lebte er jetzt noch, mein Bub!“

Eine ging allein ins Tal, sah keinen an, der sie überholte, während sie schwerfällig des Weges stieg, trug das schwarze Tuch überm Arm und den weißgrau gewordenen Scheitel dem Wind offen. Als sie vom Zeugenzimmer nach dem Gerichtssaal gerufen wurde, tuschelten ein paar Isengrunder zusammen: „Die hilft ihnen heraus, denen vom Rottal, auch diesmal, die Clari=Marie!“

Allein, wie sie gegangen war, kam die Clari=Marie zurück. Jetzt hatte sie ihr Tuch umgenommen; denn es war Abend und kühl. Sie hielt es mit der Hand vor der Brust zusammen; zuweilen, während sie die Isengrunder Straße hinaufstieg, hielt sie inne und verschnaufte; das Steigen wurde ihr nicht mehr leicht. Darum kam sie auch den übrigen Dörflern nicht aus, deren Stimmen laut und in wirrem Durcheinander in ihrem Rücken allmählich näher klangen. Auf dem Heimweg hatten sich alle zusammengefunden, die vorher eine bange Erwartung nicht hatte zueinander reden lassen. Es war jetzt keiner und keine, die ihre Stimmen nicht in das Durcheinander des Gesprächs warfen. Was zu besprechen war, war zu wichtig, zu erwartet und doch zu überraschend.

(Fortsetzung folgt)

Rußbuddel.

Skizze von **Frieda Wildt=Goßmann.**

Auf der Rückreise von Italien folgte ich der Einladung einer alten Schulfreundin und blieb einige Tage bei ihr in dem behaglichen Pfarrhause eines verträumten Städtchens in Süddeutschland. —

Es war ein herrlicher Mittag, wir machten einen Spaziergang in der waldreichen Umgebung des Städtchens. Etwas abseits von der Landstraße sahen wir ein Schloß in einem großen, verwilderten Park; grau ragten die Mauern über die Bäume. Meine Neugier war erwacht. — „Wer wohnt da so verwunschen?“ fragte ich. — „Das Rußbuddel“, antwortete meine Freundin mit geheimnisvollem Lächeln. — „Rußbuddel? Was heißt das? Ist das ein Mensch oder spukt es in dem alten Schloß?“

„Ich will es dir erzählen“, sagte meine Freundin: „In diesem Schlosse wohnt das Fräulein von S., sie stammt aus einem alt eingesessenen Adelsgeschlecht; sie ist die letzte ihrer Familie und hat ihr Vermögen teilweise verschenkt, teils anderweitig vertan, nun lebt sie von einer kleinen Rente. Das Schloß verfällt langsam — wie du siehst.

Fräulein v. S. wird in der ganzen Gegend „Rußbuddel“ genannt, weil sie so gern im Ruß buddelt; nämlich, ehe ihre alte Dienerin morgens den Küchenherd anzündet, nimmt Rußbuddel den Aschenkasten, stellt sich vor die Tür, schüttelt die Asche auf ein Sieb und buddelt so, in eine Aschenwolke gehüllt, die nicht verbrannten Kohlenstückchen heraus. Die Kohlen legt sie auf Teller, die sie dann auf den Börden rings herum in der Küche aufstellt. Die alte Dienerin Agathe ist der einzige Mensch, den sie ins Schloß läßt.

Ein eigenartiges Leben führt das Rußbuddel. Zu bequem, um sich Tee zu kochen, trinkt sie morgens Bier aus der Teetasse. — Manchmal wieder klopft sie mit wütendem Eifer stundenlang ihre mottenzerfressenen Teppiche.

Die Leute hier erzählen sich jetzt noch von der einstigen Schönheit des Fräulein v. S. Als junges Mädchen war sie mit ihren Eltern viel im Ausland. Auf einer dieser Reisen verlobte sie sich mit einem italienischen Grafen; er soll ein schöner, eleganter Mann gewesen sein. Wochenlang war er zu Besuch auf dem Schloß. Feste wurden gefeiert, das Brautpaar war strahlend glücklich —, bis eines Tages die gleichaltrige Kusine des Fräuleins v. S. erschien.

Erika v. M. sollte sich von einer Lungenentzündung bei ihrem Onkel auf dem Lande erholen. Sie war das gerade Gegenteil von Fräulein v. S., zierlich und graziös. Kastanienbraunes, leuchtendes Haar umrahmte das schmale Madonnengesichtchen, während Fräulein v. S. hellblond, groß, gertenschlank, eher etwas herb wirkte. Jedenfalls war Erika v. M. bald der verwöhnte Liebling der lebenslustigen Gesellschaft im Schloß. Sie hatte entzückende Einfälle, war sehr schlagfertig und neckte sich gern mit dem Grafen. — Die Kusinen liebten sich zärtlich. Erika mußte viel liegen, sie hatte von der Lungenentzündung eine Herzschwäche zurückbehalten. So war denn nachmittags die ganze Gesellschaft um ihre Hängematte im Park versammelt. —

An einem schwülen Sommerabend gingen alle früher schlafen als gewöhnlich. Gegen Mitternacht zog ein Gewitter auf. Erika v. M. litt sehr an Gewitterfurcht, sie hielt es in ihrem Zimmer nicht aus. Schnell warf sie einen leichten Schlafrock über, um zu ihrer Kusine zu flüchten. Fräulein v. S. wohnte im anderen Flügel des Schlosses. Erika mußte durch den langen Korridor an den Fremdenzimmern vorbei.

Der Verlobte des Fräulein v. S. war noch nicht schlafen gegangen, er schrieb Briefe. Da hörte er ein leises Tappen, er riß die Tür auf, um nachzusehen. In diesem Augenblick erhellte ein Blitzstrahl den Korridor, fast gleichzeitig dröhnte ein heftiger Donnerschlag! Der Graf stand wie gelähmt — vor ihm lag Erika v. M. bewußtlos. Jetzt öffneten sich die Türen der anderen Gäste, auch Fräulein v. S. eilte herbei, der Donnerschlag hatte sie alle aus dem Schlaf geschreckt. Der Graf beugte sich besorgt über die ohnmächtige Erika, er bemerkte seine Verlobte nicht, die bleich mit zusammen gepreßten Lippen neben ihm stand. Dann trug er die Baronesse in ihr Zimmer, Fräulein v. S. folgte wortlos. Was da geschah, was sie miteinander sprachen, wurde nie bekannt.

Am anderen Morgen reiste der Graf ab. Niemals kam er wieder — Erika v. M. erholte sich nach einigen Tagen. Sie soll später einem vornehmen Nonnenorden beigetreten sein.

Fräulein v. S. reiste mit ihren Eltern nach England. Vor zehn Jahren kam sie wieder, allein, denn die Eltern waren gestorben.

So hatte die unselige Gewitternacht das Schicksal dreier Menschen entschieden! —

Seit dieser Zeit lebt Fräulein v. S. ihr merkwürdiges Leben als Rußbuddel — mit ungekämmten Haaren, in Staub und Unordnung, in zerrissenen Strümpfen; sie schläft im ungemachten Bett. — Das Obst verfault auf den Bäumen im Park, durch dessen Wildnis sie selbst kaum noch hindurchfindet. Holzfäller haben beobachtet, daß sie bei schwerem Gewitter, einen großen Männerhut auf dem Kopfe, unaufhörlich vor sich hinmurmelnd, durch den Park streift.

Wagt wirklich einmal ein Fremder, an ihrer Tür zu schellen, so streckt Rußbuddel wütend den Kopf aus dem Fenster und ruft: „Ich bin nicht da!“

Die Märchen eines chinesischen Methusalems.

Er will seit 1680 leben. — 8mal verheiratet. — 46 Kinder.

Wie aus Schanghai berichtet wird, hält jetzt der chinesische Methusalem Lichinyon eine Anzahl von Vorlesungen an der Hochschule von Tschengtu, der Hauptstadt der Provinz Schetschuan. Bei dieser Gelegenheit werden einige Mitteilungen über diesen geheimnisvollen Greis gemacht, der

behauptet, nicht weniger als 250 Jahre alt zu sein

und der damit das höchste Lebensalter erreicht haben würde, das bisher überhaupt von einem Menschen berichtet worden ist. Mit den Beweisen für sein methusalemisches Alter ist es allerdings nicht weit her, denn er besitzt keine Geburtsurkunde, aber dafür macht er phantastische Angaben aus dem Schatz seiner Erinnerungen. Er behauptet, daß er im Jahre 1698, also mit 18 Jahren, sich als Freiwilliger dem Heere des Kaisers Kanghi angeschlossen und an der Eroberung von Tibet und Formosa teilgenommen habe. Im Jahre 1735 will er der Krönung des Kaisers Kienlung beigewohnt haben; er hatte damals die Stelle eines Wächters des kaiserlichen Palastes. Zweifellos ist es, daß Lichinyon als Ratgeber des Kaisers Taokuang an den Friedensverhandlungen mit England nach dem bekannten Opiumkrieg teilnahm und damals bereits den Ruf eines überaus alten und weisen Mannes besaß. Während des Boxeraufstandes 1900 wurde er von einer Gruppe von Aufrührern verhaftet und dann wegen seines ehrwürdigen Alters freigelassen.

Er war achtmal verheiratet, und alle seine Frauen sind in hohem Alter gestorben; er besaß 46 Kinder,

von denen nur noch eins, das letzte, lebt, ein verhältnismäßig „junger" Herr namens Ping, der jetzt 86 Jahre alt ist. Nachdem er um die Mitte des 19. Jahrhunderts zum letzten Mal Witwer geworden war, hat er sich nicht wieder verheiratet.

In seinen Vorlesungen hat nun Lichinyon das Geheimnis enthüllt, dem er sein langes Leben zu verdanken behauptet; er führt es nämlich auf den Genuß einer bestimmten Pflanze zurück. Es handelt sich bei diesem Lebenselixier wahrscheinlich um „Hydrocotyle Asiatica", den „asiatischen Wassernabel", eine Pflanze, der seit vielen Jahrhunderten geheimnisvolle Kräfte nachgesagt werden. Ein indischer Weiser, Nanddo Narain, hat versichert, daß die Pflanze einen Bestandteil besitzt, durch den die Menschheit in den Stand gesetzt würde, alle Krankheiten zu bekämpfen. Die Wurzel hat eine betäubende Wirkung und wird in Indien bei der Behandlung verschiedener Krankheiten benutzt, aber stets nur in Verbindung mit anderen Kräutern und Medikamenten. Die Verlängerung der Lebensdauer schreibt er den Blättern zu, und es soll schon der tägliche Genuß von ein oder zwei Blättern genügen, um den Menschen noch mit 100 Jahren im Vollbesitz seiner Kräfte zu erhalten.

Während diese Pflanze bereits seit langer Zeit den Eingeborenen von Indien und Ceylon bekannt ist, haben sich europäische Gelehrte erst in letzter Zeit mit ihr eingehender beschäftigt. Ein französischer Chemiker fand durch Versuche heraus, daß die Blätter eine besondere Eigenschaft haben, die in einem belebenden und stärkenden Einfluß auf die Gehirnzellen besteht. Infolgedessen wird die Pflanze jetzt auch in Algier gezogen. Die britische Regierung hat kürzlich ein besonderes Untersuchungsinstitut zu Ajurjedic auf Ceylon eingerichtet, um herauszubekommen, was es mit diesem „asiatischen Wassernabel" auf sich hat. Die Eingeborenen von Ceylon glauben steif und fest, daß die Elefanten, die in Freiheit leben, ihre Jugend und Kraft Hunderte von Jahren bewahren, weil sie sich von dieser Pflanze nähren, die in Unmengen im Urwald wächst. Man glaubt, daß der Genuß von Hydrocotyle einen sehr günstigen Einfluß auf das Gehirn ausübt und der modernen Heilwissenschaft wichtige Dienste leisten könnte.



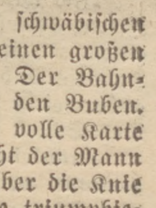
* **Die fliegende Klinik.** Die Fliegerei scheint einem Rekordjahr entgegenzugehen. Noch nie hatten die englischen Flugzeugwerke so viel Aufträge wie heute. Zahlreiche Frauen bestellen sich kleine Flugzeuge, die man in England „Mottenflugzeuge" nennt. Aber auch in Amerika entwickelt sich die Flugzeugindustrie in rasendem Tempo. Vor kurzem haben sich 5 amerikanische Ärzte zwei Flugzeuge gekauft, die sie als Klinik einrichteten. Es gibt in Amerika immer noch ungeheure Strecken, auf denen ein Arzt sehr schwer aufzufinden ist. Ist eine Operation notwendig, so bleibt oft nichts anderes übrig, als die fliegende Klinik um Hilfe zu bitten. Die Flugzeuge sind mit allen Errungenschaften der modernen Operationstechnik ausgerüstet und parken in Miami. Sie können aus jeder Ecke der Vereinigten Staaten angerufen werden. Die fliegende Klinik existiert seit kurzer Zeit, hat aber bereits 6000 Meilen zurückgelegt und vielen das Leben gerettet.

* **Ein Juwelier wird verhaftet.** Nach dem Vorbild des Hauptmanns von Köpenick haben zwei Ladendiebe gearbeitet, die dieser Tage ein Juweliergeschäft in Rom gründlich ausgeplündert haben. Der Juwelier sah sich plötzlich einem Offizier und einem Feldwebel der Karabiniere gegenüber, die im Amtston erklärten, es sei Diebesgut im Laden und sie hätten den Auftrag, es im Wege einer Haussuchung festzustellen und zu beschlagnahmen. Die Haussuchung erfolgte und es ist wohl kaum nötig zu berichten, daß die kostbarsten und am leichtesten fortzuschaffenden Stücke der Beschlagnahme verfielen. Damit begnügten sich jedoch die beiden „Karabiniere" nicht. Sie verhafteten noch den Besitzer des Geschäftes und lieferten ihn in aller Form im Gefängnis ab. Erst als sie unbehelligt verschwunden waren, entdeckte man, daß der Haftbefehl eine geschickte Fälschung darstellte und die Beamten verkleidete Diebe gewesen waren.

* **Fische aus 2000 Meter Tiefe.** Die antarktische Expedition, die zur Zeit unter Leitung von Sir Henry Mawson die Südpolarsee durchforscht, hat bereits einige bedeutsame Entdeckungen zu verzeichnen. Für den Zoologen von besonderem Interesse ist die Tatsache, daß es zum ersten Male gelungen ist, Bewohner der Tiefsee aus einer Wassertiefe von mehr als 2000 Metern wohlbehalten ans Tageslicht zu befördern. Es handelt sich um verschiedene Fischarten, die unter Beobachtung ganz neuartiger Vorsichtsmaßregeln geborgen werden konnten. Würden diese nicht angewandt, so müßten die Tiere, die unter einem ständigen Druck von rund 150 Kilogramm auf den Quadratzentimeter zu leben gewohnt sind, beim Verlassen ihres heimatlichen Elements, wenn nicht schon vorher, einfach zerplatzen. Man kann es sich kaum vorstellen, daß in der dunklen, eisigkalten Tiefe lebende Wesen unter einem so ungeheuren Druck zu leben vermögen. Für die Tierkunde dürften diese Funde jedenfalls von höchster Bedeutung sein, wie es überhaupt immer deutlicher wird, daß die Forschungsreise des bekannten englischen Gelehrten eine außerordentliche Bereicherung unseres Wissens von der Antarktis und der sie umgebenden Meere zu liefern verspricht.

* **Zahnuntersuchung durch Elektrizität.** Ein neues Verfahren, durch das sich der Zustand erkrankter oder für krank gehaltener Zähne einwandfrei feststellen läßt, haben unlängst die beiden Wiener Ärzte Dr. Borschke und Wolff im zahnärztlichen Institut der Wiener Universität vorgeführt. Dabei wird ein mit einem Paar Elektroden versehene Diagnosenröhre an den verdächtigen Zahn gebracht. Aus dem Verhalten der Röhre läßt sich deutlich erkennen, ob der Zahn lebt und gesund oder ob die Pulpa abgestorben bezw. sehr stark beschädigt ist. Man glaubt in dem neuen Verfahren ein sehr wertvolles Hilfsmittel für die Zahnheilkunde gefunden zu haben.

Lustige Rundschau



* **Die langen Hosen.** Auf einer kleinen schwäbischen Bahnstation verlangt ein Mann für sich und seinen großen Buben eine Vollkarte und eine Kinderkarte. Der Bahnbeamte lugt durchs Schalterfenster und beäugt den Buben. „Das geht net", sagt er, „der Bub muß eine volle Karte haben. Der hat ja schon lange Hosen." Da geht der Mann mit dem Buben in die Ecke, krempelt ihm bis über die Knie die Beinkleider auf und wendet sich aufs neue triumphierend an den Beamten mit den Worten: „So, etz hot der Bub kurze Hosen. Nun geb'n S' mer aber aach a Kinderkart'n."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.